

„Nach Paris!“

Roman von Heinrich Lee.

(4. Fortsetzung.)

Es entging dem Manne dabei nicht, daß der Herr Graf bei dieser Besichtigung etwas konsterniert aussah, dann entfernte er sich.

Berleugnen hatte sie sich vor ihm lassen — und ohne jeden schonenden Zusatz. Daß er sie gesehen hatte, das wußte sie! Und trotzdem ließ sie ihm sagen, sie wäre nicht zu Hause. Nicht einmal zu einer Minute oder zu sonst einer Entschuldigung nahm sie Rücksicht. Ganz einfach — sie brüskierte ihn. Das war offenbare Abneigung, was sie ihm zeigte. Er hatte sich also verrechnet.

Er biß sich auf die Lippen. Schön! Dann wollte er versuchen, auch ohne ihre Zuneigung sich in ihren Besitz zu bringen. Ja, ihr Besitz schien ihm jetzt doppelt reizvoll. Er mußte sie gewinnen, und war es nicht wegen ihrer selbst, so wegen ihres Reichthums. Seine Günstiger wurden ungeduldig, sie ihm nicht mehr zu warten.

Aus welchem anderen Grunde hätte er sich sonst mit ihrem Vater diese enorme Arbeit gemacht? Er intriguierte, er wußte für ihn. Jeder in der Partei suchte seinen persönlichen Vorteil — der eine jauchte nach Geld, der andere wollte seine Eitelkeit befriedigen. Es wäre ein unentschuldigbarer Dummkopf gewesen, wenn er nicht gleichfalls seinen Vorteil suchte. Das Gedächtniß der Wahl stand so gut wie in seiner Hand, das wußte der Oberst. Außerdem legte er bei seiner Vorbereitung seinen Namen in die Wagschale. Der Oberst mußte seine Werbung um Hortense unterstützen — er mußte und würde es auch. Ohne ihn hätte er sofort mit ihm zu sprechen, in einer Anwesenheit geschäftlicher Art, dann ließ sich jedes leicht zusammenbringen. Diese Anwesenheit geschäftlicher Art war folgende: Vom Gemeinderath war die Lieferung einer neuen großen Maschine ausgeschrieben worden, und eine gewisse Fabrik nahe bei Paris, mit der er seit längerer Zeit schon vertrauliche Beziehungen unterhielt, hatte die Anfrage an ihn gerichtet, ob es nicht möglich sein würde, daß sie die Lieferung bestimme. Die verlangte Maschine repräsentirte eine hübsche Summe. zehn Prozent von dieser Summe fielen an ihn, wenn er die Lieferung an die besagte Fabrik durchzuführen vermochte. Damit konnte man sich schon eine anständige Equipage für die Hochzeit beschaffen, Hortense's Vater mußte ihm dazu beifällig sein. Er rief einen Kutscher heranz und fuhr nach dem Tuileriengarten.

Er brauchte nicht lange zu suchen. Der Oberst, da er ihn von weitem schon hatte kommen sehen, ging ihm bereits entgegen. Er schüttelte seinem unentbehrlichen und gleichzeitigen jungen Freunde die Hand, führte ihn unter den Arm und schlug mit ihm den nächsten schattigen stilleren Seitenweg ein.

„Also was Neues, mein lieber Graf?“

„Merdivas gab es etwas Neues, etwas Wichtiges, etwas Dringliches. Der Graf hätte sonst, wie er pingulierte, den Herrn Oberst nicht hier zu inkommodiren sich erlaubt.“

„Sie sollen nicht so reden, mein lieber Graf,“ erwiderte der Oberst mit väterlicher Strenge. — „Sie sind jung, ich bin alt, aber der Jüvel, dem wir beide dienen, ist der gleiche. Es ist die Partei, das Vaterland. Ich schätze Ihre liebevolle Rücksichtnahme, das darf Sie aber nicht daran hindern, mich jeder Zeit auch meinem Posten aufzusuchen. Um was handelt es sich also?“

Um was es sich handelte, das erzählte der Graf jetzt in folgender Weise: Der Gemeinderath hatte die Lieferung einer gewissen neuen Maschine ausgeschrieben. Nun läge es im Interesse der Partei, im Gemeinderath dahin zu wirken, daß diese Lieferung einer ganz bestimmten Firma anvertraut würde. Der Graf nannte gleich ihren Namen. Gerade zu dem Wahlbezirk des Herrn Oberst unterhielt diese Firma sehr werthvolle, für die Wahl in Betracht kommende Beziehungen — und ihm, dem Grafen, sei bereits von den Anhängern der Firma die Unterstützung gemacht worden, falls die Partei sich in ihrem, der Firma, Interesse bei der Vergebung des Auftrags bemühen wolle, daß sie dann diese Beziehungen zu Gunsten der Partei geltend machen würde. „Ich möchte Sie deshalb fragen, Herr Oberst,“ so schloß der Graf seinen Bericht — „ob ich den genannten Herren dieses gewinnliche Verbrechen von Ihnen überbringen darf?“

Der Oberst blieb stehen. Er räusperte sich.

„Mir scheint, mein lieber Graf,“ erwiderte er, „dieses Geschäft wäre nicht ganz sauber.“

Graf Montrejeau hatte von dem alten Hautdegen natürlich keine andere Antwort erwartet.

„Eine Hand wäscht die andere, Herr Oberst. Im Kriege gelten alle Mittel, und der Krieg, den wir führen, gilt dem Wohl des Vaterlandes.“

Oberst d'Engremont räusperte sich zum zweitenmale.

„Jedenfalls mußte man doch die Gewissheiten,“ sagte er endlich, „daß die Stadt von diesen Herren auch in gewissenhafter Weise, das heißt reell,

preiswerth und pünktlich bedient werden würde.“

„Dafür bürgte ich Ihnen!“

„Können Sie das auch? Mit gutem Gewissen?“

Der Oberst blieb stehen und sah mit seinen alten Soldatenaugen dem jungen Vertrauten voll und forschend ins Gesicht.

„Ja, Herr Oberst!“

„Ihre Hand darauf!“

Fast schien es, als ob Graf Montrejeau einen Augenblick lang zögerte, aber es war zu spät, er hatte keine Wahl mehr. Er schlug ein.

„Mein lieber Graf,“ sagte der Oberst mit Feierlichkeit, im Namen des Vaterlandes will ich also sehen, was sich in dieser Angelegenheit für die Herren thun läßt. Sagen Sie das ihnen. Es versteht sich — unter der nötigen Discretion!“

Montrejeau war bis jetzt mit sich zufrieden. Der alte Hautdegen war ein eklatanter Dummkopf, man konnte ihm, wenn man nur das Wort „Vaterland“ nannte, mit den unwahrscheinlichsten, unalauablichsten Sachen kommen, er unterschied sich darin fauer von dem übrigen Volk — desto besser aber für ihn, Montrejeau, selbst.

„Sont noch etwas, mein lieber Graf?“

Der Augenblick war günstig. Montrejeau legte dem Herrn Oberst ein Geständniß ab. Ein Geständniß, das den alten Hautdegen im ersten Augenblick sehr betroffen machte — mehr betroffen, als Montrejeau sich in seiner Berechnung vorausgestellt hatte. Als aber eine Stunde später sich beide Herren vor dem hübschen Hotel in den Champs Elysées trafen, sagte der Oberst zu ihm:

„Noch heute werde ich mit Hortense sprechen. Ich werde mit ihr morgen in der Oper sein. Ich erwarte Sie in unserer Loge.“

5.

Ganze drei Tage weilten nun schon unsere deutschen Freunde in Paris. Den Vormittag brachten sie in der Ausstellung zu, am Nachmittag besahen sie sich die Stadt. Von den Abenden hatten sie einen in einer reizenden Sommerwirtschaft im Bois de Boulogne verbracht, den zweiten auf der Ausstellung, wo eine großartige Illumination stattfand, und über den dritten war man sich noch nicht einig, man wollte ihn gemeinsam mit Altdorfer verbringen.

Viel mehr Vergnügen als die Ausstellung — nur Däumchen machte darin eine Ausnahme, machte unseren Freunden die schöne Stadt selbst. Denn was nützte einem alle die Wunderdinge, die man auf der Ausstellung sah, wenn man nicht ordentlich sah, wenn man, von der endlosen Fülle gedrängt, nur immer im Flug daran vorüber mußte. Wochenlang hätte man darin herumgehen können, und auch dann wäre man damit nicht zu Ende gekommen. Es war genau so wie bei mancher Tafel — eine Unmasse Gerichte, und doch, wenn man aufstand, war man nicht satt geworden. Das Schöne auf der ganzen Ausstellung, darüber herrschte eine einzige Stimme, war und blieb der Schiffthurn. Nein, so hatte man sich ihn nicht vorgestellt, am wenigsten nach den in Deutschland bekannten Abbildungen, die immer etwas Langweiliges hatten. Schon der kolossale Eindruck, wenn man unter ihm stand, in seine Wölbung hinauffah — ein Eindruck, der doch dabei nichts Belohnendes hatte, im Gegenteil, etwas Heiteres, Befreiendes, so harmonisch war alles daran. Und dann, wenn man durch das unendliche gelbe Gemirke des Gerüsts mit dem Elevator hinaufgitt. Von einer Bewegung herkaufte! Von einer Bewegung herkaufte! Von einer Bewegung herkaufte! Von einer Bewegung herkaufte!

„Das ist schön von Ihnen,“ lachte Altdorfer, als er mit ihm gelegentlich auf diesen Punkt zu sprechen kam, „daß Sie das Gute bei anderen Leuten gleich zu rühmendem und anerkennend. Besonders ist es schön, weil Sie ein Berliner sind. Das, was Sie sagen, das stimmt auch schon, das ist wohl richtig. Nur wollen wir mal abwarten, ob Sie in acht, vierzehn Tagen auch noch ganz so reden werden.“

Was meinte er damit? Altdorfer konnte Paris — er sprach also aus Erfahrung. Meinte er die etwas schwerfälligen und nicht ganz ausreichenden Omnibus- und Tramway-Verbindungen, so daß man fast immer, wenn man von einem Ort zum andern wollte, eine ziemlich theure Droschke nehmen mußte? Das lag doch eben daran, daß man Fremder war, daß man nicht die nötige Übung darin hatte. Brösche nahm sich vor, in acht, vierzehn Tagen — so lange wie ihm Altdorfer Zeit gegeben — sich darauf einzufahren. Jawohl, dann wollte man noch einmal drüber reden.

Was Altdorfer betraf, so wurde ihre Aufmerksamkeit freilich noch durch ganz andere Dinge erregt. Was man an einem Tage hier an Toiletten sah, auf der Straße, auf den Spazierfahrten im Bois de Boulogne, Abends in den Restaurants und Cafes, das sah man in Berlin kaum im ganzen Jahre. Und was für Toiletten! Manche Dame hätte in Berlin einen Straßenaufbruch veranlaßt, der Schwyzmann wäre dazu gekommen. Allerdings hatten diese Restaurants und Cafes mit den Damen darin Abends auch ihr sehr Gerüschliches. Inbessen konnte man so zu thun, auch Mäthen, daß so, als sei man zu harmlos, als merke man so etwas nicht. Das war schon Selmas wegen nothwendig. Auf der anderen Seite waren diese Dinge, die man ja sonst niemals zu sehen bekam, auch ganz lehrreich. Absolut ungehörig vernahm sich nur Däumchen dabei, er sah diese Damen immer ganz ungeniert an.

„Ich von meinem Manne würde mir so etwas verbiten,“ hatte Wilhelmine einmal zu Mäthen gesagt.

Als Mäthen mit Däumchen allein war, stellte sie sich deshalb zur Rede. Und was erwiderte er ihr? Er sah sich nur die Rücken-Colliers und die Spitzen an, welche die Damen trügen — ob vielleicht Plauen's Fabrikat darunter sei, denn Plauen exportirte jetzt viel in diesem Artikel nach Paris. Einzig und allein aus Geschäftinteresse läßt er sich die Damen so genau an.

„Was Mäthen betraf, so beschäftigte sie, offen gesagt, die ganze Ausstellung, die ganzen Herrlichkeiten von Paris mit jedem Tage weniger. Jeden Morgen, wenn man in die Ausstellung ging, kam man durch die Magazinhallen, und hier begegnete man Herrn Altdorfer. Hier, von einem Ritter umschlossen, in der Mitte von auserhand laufenden Maschinen, sah er gemüthlich mit noch zwei anderen jungen Leuten an einem großen Pulstisch arbeitete. Jedemal wünschte man sich mit ihm „Guten Morgen“, und wenn es gerade seine Zeit zuließ, wie neulich Abends, so verdrachte man auch sonst ein Stündchen mit ihm. Wirklich, es war ein reizender Mensch! Selma schien ihn ja zu interessieren, er plauderte, er lachte mit ihr. Man mußte sich nur noch ein wenig mehr an ihn gewöhnen. Mäthen nahm sich vor, es wenigstens so weit zu bringen, daß sie zusammen Mittag aßen. Obgleich sie war mit ihrem Restaurant nicht ganz zufrieden — vor allem Feliz nicht. Sein Lieblingsessen war Taube mit Reis, zu Hause in Plauen mußte er es ihm jede Woche einmal kochen —

und das bekam man in diesem Restaurant nicht. Ueberhaupt das Leiden mit der Speiseararte. Achtundzwanzig Gerichte hatten sie gestern darauf gezählt, aber bei den unerbändlichen Namen wußte man von keinem derjenigen ordentlich, was es bedeutete. Genau wußte man nur „Consomme“ — das heißt Bouillon. Man las etwas von der Speiseararte ab, bestellte es, aber erst, wenn es der Kellner auf den Tisch setzte, sah man, was es eigentlich war. Wilhelmine hatte auf diese Art und Weise gestern und vorgestern Hammel bekommen, das einzige, was sie nicht essen konnte.

„Wo speisen Sie, Herr Altdorfer?“ fragte ihn also Mäthen heute Morgen.

Er sah ganz in der Röde und war, wie Mäthen sich erkundigte, mit seinem Restaurant recht zufrieden.

„Dann können wir's doch auch mal dort versuchen,“ sagte Mäthen.

„So wurde es auch abgemacht. Zum Dejeuner, Punkt 1 Uhr, wollte man sich in dem angegebenen Restaurant treffen.“

Altdorfer hatte an diesem Vormittag ganz besonders fleißig gearbeitet. Da bei dem in der Ausstellung waltden System der Anordnung seine Maschinen über fünf verschiedene, von einander ganz abgelegene Stellen vertheilt waren, so hatte er, um an die herantretende Kundenschaft die nöthigen Auskünfte zu geben, oft von der einen Stelle zur andern zu gehen, was bei den großen Entfernungen und dem verwirrenden Labyrinth der Gänge nicht eben angenehm war. Einmal gelegentlich, als er bei der französischen Abtheilung vorüberkam, blieb er stehen. Was er hier jetzt zufällig erblckte, das fesselte ihn ganz besonders. Es war eine Maschine derselben Art, wie sie in seiner eigenen Abtheilung stand — dieselbe, über die er auf Veranlassung der Direction gestern das Angebot an die Stadtverwaltung abgeleitet hatte. Aufmerksam betrachtete er das französische Fabrikat. In Kunst und Kunstgewerbe — und das sah man auch auf der Ausstellung — in allem, was Geschmack betraf, waren die Franzosen nicht zugethan, der war blind. Ganz anders sah es dagegen mit der eigentlichen französischen Industrie aus. Hierin zeigte Frankreich im Vergleich zu anderen Ländern einen vollständigen Stillstand, ja Rückschritt — als lobnten ihm derartige trodene, langweilige Dinge nicht, als überließ man die eben am besten seinen guten Nachbarn. Ganz auffallend zeigte sich das hier und da auch unter den Maschinen. Außer der natürlich nachlässigen Arbeit daran waren auch viele darunter geradezu verrottet. Däumchen hatte eine von den Franzosen aufgestellte Stichtmaschine gesehen, die man in Plauen schon vor Jahren zum ersten Mal gekauft hatte. Und was die nachlässige Arbeit betraf, so konnte Altdorfer eben an der Maschine, vor der er noch immer stand, gleich ein Beispiel feststellen. Man brauchte nur das Absperrventil davon sich anzusehen. Wie nahe es an den bewegten Theilen war. Wenn die Maschine auf eine sehr hohe Geschwindigkeit gestellt wurde, wie leicht konnten sich die Lager davon lockern, dann fing die Rollenflange an zu schlagen und der Pleuel zerbrach an. Wahrscheinlich, daß die Maschine auf eine so hohe Geschwindigkeit nicht berechnet war, aber ein Fehler blieb es doch. An einem deutschen Fabrikat wäre so etwas jedenfalls kaum möglich gewesen.

Altdorfer betrachtete jetzt den ihm von der Direction erteilten Auftrag von einem anderen Gesichtspunkt. Deutsche Maschinen wurden nach allen Welttheilen verkauft, auch nach Frankreich, und überallhin trugen sie den Ruhm der deutschen Arbeit. Nur die Behörden in Frankreich hielten sich noch immer davon zurück. Wenn es ihm gelang, die Maschine also an die Stadtverwaltung zu verkaufen, so war vor allem auch ein Erfolg bedeutend moralischer Art. Schon deshalb wollte er nun alles daransetzen.

Er fühlte, daß ihm die Arbeit der letzten Tage eine kleine Erholung nöthig machte. Seine deutschen Bekannten, auch das gemeinsam verabredete Dejeuner, kamen ihm deshalb ganz gelegen. Die Arbeit! Was für ein Geheul brachten sie ihm. Sie hatte ihn wieder ganz frisch gemacht, auch was gewisse Erinnerungen betraf. Erinnerungen, die er in sich nun ausgegilgt hatte — für alle Zukunft.

Das besagte Restaurant lag in einer der anstehenden Straßen, die von einem Theil der Ausstellung zu einem anderen führte. Es war ein um die Mittagstunde immer dichtgefüllter, aber durch seine vielen Fenster, vielen Spiegel, und vor allem durch seinen hellen, lichten Anstrich und die von seinem plumpen Schmutz beschwerten Wände doch freundlich und luftig wirkender Raum. Wie schmerzhaft und ernsthaft, so dachte Brösche dabei, nahm sie gegen den mit ihren dunklen, massiven, vornehm sein tollenden, angeblid, „altdorfer's“ Einrichtungen der meisten Restaurants der „Cama“ aus. Die Wände an den Wänden waren mit großem Leder bepolstert, was mit den weißgedeckten Tischen wieder einen hübschen, munteren Contrast gab und statt der gewöhnlichen Kronleuchter ranten sich von Wand zu Wand eine Art Gurllanden von elektrischen Wirren. Innerhalb eines solchen Raumes war die Wahlzeit kein ernstes, würdevolles Geschäft, sondern eben ein Vergnügen. Nöthig waren die ver-

schiedenen Türkinnen, Serbinnen, Ungarinnen, Russinnen, Spanierinnen und sonstigen meist jungen und hübschen Vertreterinnen aller Völker, die man hier in den Nationalitäten sah. Sie waren sämmtlich von der Ausstellung, wo sie als Verkäuferinnen oder sonstwie Angestellte fungirten. Aus einer Ecke schollen, weithin vernehmbar, deutsche Leute. Hier saßen ein aus dem Elsaß gebürtiger Kellner, der außer französisch auch deutsch sprach und in dessen Bezirk die deutschen Gäste sich mit Vorliebe begaben. Eben wurde ein Tisch bei ihm frei, denn an einen Tisch sich zu setzen, an dem schon eine fremde Person saß, das galt hier in Paris für einen trostlosen Mangel der akkordistischen Lebensart. So nahmen denn unsere Freunde, auch Altdorfer, Plag. Nur Däumchen war noch nicht da. Er hatte noch einmal schnell nach Plauen sehen wollen, denn es hatte sich heute Morgen das Gerücht verbreitet, daß die Schränke noch im Laufe des Tages eintreffen würden — er wollte nachkommen. Aber Däumchen ließ auf sich warten. Endlich fing man ohne ihn an.

Daß Däumchen auf sich wartete, mußte natürlich einen Grund haben — und den hatte es auch. „Plauen“ lag oben auf der Gallerie. Die herumstehenden geschlossenen Risten, der unbelegte Fußboden, die Bretter und Werkzeuge — alles sah leider noch immer ganz unverändert aus. Von den eingetroffenen Schränken“ wußte Niemand etwas. Sie waren immer noch nicht da. Däumchen wartete auf Däumchen eine andere Uebertragung.

„Guten Tag, Herr Däumchen,“ sagte jemand ruhig, da er ihn vorüberging. Es war ein junger Mann mit einem schwarzen Leberlasten unter dem Arm.

Hastig drehte sich Däumchen bei dem Klänge dieser Stimme um. Ringsum war es, wie immer um die Mittagzeit, ziemlich still geworden. Der junge Mann war ruhig weiter gegangen. Jetzt flürzte Däumchen ihm nach. Vor der englischen Baumwoll-abtheilung erwißte er ihn und stellte sich ihm in den Weg.

Es war Herr Klemm.

„Was wollen Sie denn hier?“ seufzte Däumchen ihn an.

„Der junge Mann schmunzelte. „Das ist doch eine tolle Frage, Herr Däumchen,“ erwiderte er ganz ruhig, „ich kann doch ebenso gut in Paris sein wie Sie! Oder meinen Sie nicht?“

„Hinter uns hereingeführt sind Sie — wegen meiner Tochter!“

„Gern Däumchen, Sie ireten sich,“ entgegnete Klemm, indem er plötzlich einen eifigen, vornehmen Ton annahm. „Ich bin hier, um photographische Aufnahmen zu machen. Das ist mein Geschäft! Sie haben Ihr Geschäft, ich habe mein Geschäft.“

Auf eine so nahegelegene Erklärung war Däumchen allerdings nicht gefaßt gewesen. Aber er glaubte nicht daran.

„Das ist ein Schwundel von Ihnen!“

„Ich muß bitten, Herr Däumchen, keine Beleidigungen. Ich habe diesen Auftrag von einer großen illustrierten Zeitschrift erhalten — 80,000 Abonnenten. Sie werden es sehen! Heute Nachmittag photographiere ich Plauen!“

„Plauen?“

„Plauen!“

„Wir sind doch noch nicht fertig. Wir haben doch die Schränke noch nicht.“

„Das thut mir leid. Dann wird man eben aus dem Bilde ersehen, wie weit Plauen zurückgelassen ist. Auch so etwas ist für die Leser interessant.“

Däumchen geriet in Zorn.

„Wenn Sie das thun, dann, darauf können Sie aber Gist nehmen, dann mach' ich, dann machen wir Sie alle misshandeln in Plauen unmöglich. Bonocottir werden Sie. Kein Mensch soll sich mehr in Plauen von Ihnen photographiren lassen, wenigstens kein anständiger, wenigstens keiner aus den Gardinen- und Spitzengeschäften.“

Selbst diese Drohung verfehlte auf Klemm ihre Wirkung.

„Ich ändere mein Domizil,“ entgegnete er, „ich ziehe von Plauen fort, ich ziehe nach Berlin!“

„Da passen Sie hin!“

Klemm wollte sich empfehlen. Er hatte, wie er sagte, leider keine Zeit mehr, er mußte an seine Arbeit. Aber Däumchen hielt ihn noch einmal fest.

„Denken Sie vielleicht, ich durchschauen Sie nicht? Einen Wort wollen Sie mir antun, mich ärgern wollen Sie, Sie, weil ich Ihnen meine Tochter nicht gebe. Wenn Sie aber vielleicht denken, daß Sie mich so herumtrien, mit so einer Gemeinheit, dann sind Sie auch dem Holzwege. Photographiren und knipfen Sie, was Sie wollen! Meine Tochter bekommen Sie nicht!“

Klemm zog seinen Hut.

„Adieu, Herr Däumchen!“

Klemm ging.

Däumchen wußte sich bei ganz roth gewordenen Stirn. Mit einem solchen Kerger sollte nun ein Mensch zu Mittag sitzen. Dabei durfte er sich vor den anderen nicht einmal noch merken lassen. Schon wegen des „Mädchens“ nicht. Und deshalb, bloß um sich die Galle aufzureuen, kam man nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

und das bekam man in diesem Restaurant nicht. Ueberhaupt das Leiden mit der Speiseararte. Achtundzwanzig Gerichte hatten sie gestern darauf gezählt, aber bei den unerbändlichen Namen wußte man von keinem derjenigen ordentlich, was es bedeutete. Genau wußte man nur „Consomme“ — das heißt Bouillon. Man las etwas von der Speiseararte ab, bestellte es, aber erst, wenn es der Kellner auf den Tisch setzte, sah man, was es eigentlich war. Wilhelmine hatte auf diese Art und Weise gestern und vorgestern Hammel bekommen, das einzige, was sie nicht essen konnte.

„Wo speisen Sie, Herr Altdorfer?“ fragte ihn also Mäthen heute Morgen.

Er sah ganz in der Röde und war, wie Mäthen sich erkundigte, mit seinem Restaurant recht zufrieden.

„Dann können wir's doch auch mal dort versuchen,“ sagte Mäthen.

„So wurde es auch abgemacht. Zum Dejeuner, Punkt 1 Uhr, wollte man sich in dem angegebenen Restaurant treffen.“

Altdorfer hatte an diesem Vormittag ganz besonders fleißig gearbeitet. Da bei dem in der Ausstellung waltden System der Anordnung seine Maschinen über fünf verschiedene, von einander ganz abgelegene Stellen vertheilt waren, so hatte er, um an die herantretende Kundenschaft die nöthigen Auskünfte zu geben, oft von der einen Stelle zur andern zu gehen, was bei den großen Entfernungen und dem verwirrenden Labyrinth der Gänge nicht eben angenehm war. Einmal gelegentlich, als er bei der französischen Abtheilung vorüberkam, blieb er stehen. Was er hier jetzt zufällig erblckte, das fesselte ihn ganz besonders. Es war eine Maschine derselben Art, wie sie in seiner eigenen Abtheilung stand — dieselbe, über die er auf Veranlassung der Direction gestern das Angebot an die Stadtverwaltung abgeleitet hatte. Aufmerksam betrachtete er das französische Fabrikat. In Kunst und Kunstgewerbe — und das sah man auch auf der Ausstellung — in allem, was Geschmack betraf, waren die Franzosen nicht zugethan, der war blind. Ganz anders sah es dagegen mit der eigentlichen französischen Industrie aus. Hierin zeigte Frankreich im Vergleich zu anderen Ländern einen vollständigen Stillstand, ja Rückschritt — als lobnten ihm derartige trodene, langweilige Dinge nicht, als überließ man die eben am besten seinen guten Nachbarn. Ganz auffallend zeigte sich das hier und da auch unter den Maschinen. Außer der natürlich nachlässigen Arbeit daran waren auch viele darunter geradezu verrottet. Däumchen hatte eine von den Franzosen aufgestellte Stichtmaschine gesehen, die man in Plauen schon vor Jahren zum ersten Mal gekauft hatte. Und was die nachlässige Arbeit betraf, so konnte Altdorfer eben an der Maschine, vor der er noch immer stand, gleich ein Beispiel feststellen. Man brauchte nur das Absperrventil davon sich anzusehen. Wie nahe es an den bewegten Theilen war. Wenn die Maschine auf eine sehr hohe Geschwindigkeit gestellt wurde, wie leicht konnten sich die Lager davon lockern, dann fing die Rollenflange an zu schlagen und der Pleuel zerbrach an. Wahrscheinlich, daß die Maschine auf eine so hohe Geschwindigkeit nicht berechnet war, aber ein Fehler blieb es doch. An einem deutschen Fabrikat wäre so etwas jedenfalls kaum möglich gewesen.

Altdorfer betrachtete jetzt den ihm von der Direction erteilten Auftrag von einem anderen Gesichtspunkt. Deutsche Maschinen wurden nach allen Welttheilen verkauft, auch nach Frankreich, und überallhin trugen sie den Ruhm der deutschen Arbeit. Nur die Behörden in Frankreich hielten sich noch immer davon zurück. Wenn es ihm gelang, die Maschine also an die Stadtverwaltung zu verkaufen, so war vor allem auch ein Erfolg bedeutend moralischer Art. Schon deshalb wollte er nun alles daransetzen.

Er fühlte, daß ihm die Arbeit der letzten Tage eine kleine Erholung nöthig machte. Seine deutschen Bekannten, auch das gemeinsam verabredete Dejeuner, kamen ihm deshalb ganz gelegen. Die Arbeit! Was für ein Geheul brachten sie ihm. Sie hatte ihn wieder ganz frisch gemacht, auch was gewisse Erinnerungen betraf. Erinnerungen, die er in sich nun ausgegilgt hatte — für alle Zukunft.

Das besagte Restaurant lag in einer der anstehenden Straßen, die von einem Theil der Ausstellung zu einem anderen führte. Es war ein um die Mittagstunde immer dichtgefüllter, aber durch seine vielen Fenster, vielen Spiegel, und vor allem durch seinen hellen, lichten Anstrich und die von seinem plumpen Schmutz beschwerten Wände doch freundlich und luftig wirkender Raum. Wie schmerzhaft und ernsthaft, so dachte Brösche dabei, nahm sie gegen den mit ihren dunklen, massiven, vornehm sein tollenden, angeblid, „altdorfer's“ Einrichtungen der meisten Restaurants der „Cama“ aus. Die Wände an den Wänden waren mit großem Leder bepolstert, was mit den weißgedeckten Tischen wieder einen hübschen, munteren Contrast gab und statt der gewöhnlichen Kronleuchter ranten sich von Wand zu Wand eine Art Gurllanden von elektrischen Wirren. Innerhalb eines solchen Raumes war die Wahlzeit kein ernstes, würdevolles Geschäft, sondern eben ein Vergnügen. Nöthig waren die ver-

schiedenen Türkinnen, Serbinnen, Ungarinnen, Russinnen, Spanierinnen und sonstigen meist jungen und hübschen Vertreterinnen aller Völker, die man hier in den Nationalitäten sah. Sie waren sämmtlich von der Ausstellung, wo sie als Verkäuferinnen oder sonstwie Angestellte fungirten. Aus einer Ecke schollen, weithin vernehmbar, deutsche Leute. Hier saßen ein aus dem Elsaß gebürtiger Kellner, der außer französisch auch deutsch sprach und in dessen Bezirk die deutschen Gäste sich mit Vorliebe begaben. Eben wurde ein Tisch bei ihm frei, denn an einen Tisch sich zu setzen, an dem schon eine fremde Person saß, das galt hier in Paris für einen trostlosen Mangel der akkordistischen Lebensart. So nahmen denn unsere Freunde, auch Altdorfer, Plag. Nur Däumchen war noch nicht da. Er hatte noch einmal schnell nach Plauen sehen wollen, denn es hatte sich heute Morgen das Gerücht verbreitet, daß die Schränke noch im Laufe des Tages eintreffen würden — er wollte nachkommen. Aber Däumchen ließ auf sich warten. Endlich fing man ohne ihn an.

Daß Däumchen auf sich wartete, mußte natürlich einen Grund haben — und den hatte es auch. „Plauen“ lag oben auf der Gallerie. Die herumstehenden geschlossenen Risten, der unbelegte Fußboden, die Bretter und Werkzeuge — alles sah leider noch immer ganz unverändert aus. Von den eingetroffenen Schränken“ wußte Niemand etwas. Sie waren immer noch nicht da. Däumchen wartete auf Däumchen eine andere Uebertragung.

„Guten Tag, Herr Däumchen,“ sagte jemand ruhig, da er ihn vorüberging. Es war ein junger Mann mit einem schwarzen Leberlasten unter dem Arm.

Hastig drehte sich Däumchen bei dem Klänge dieser Stimme um. Ringsum war es, wie immer um die Mittagzeit, ziemlich still geworden. Der junge Mann war ruhig weiter gegangen. Jetzt flürzte Däumchen ihm nach. Vor der englischen Baumwoll-abtheilung erwißte er ihn und stellte sich ihm in den Weg.

Es war Herr Klemm.

„Was wollen Sie denn hier?“ seufzte Däumchen ihn an.

„Der junge Mann schmunzelte. „Das ist doch eine tolle Frage, Herr Däumchen,“ erwiderte er ganz ruhig, „ich kann doch ebenso gut in Paris sein wie Sie! Oder meinen Sie nicht?“

„Hinter uns hereingeführt sind Sie — wegen meiner Tochter!“

„Gern Däumchen, Sie ireten sich,“ entgegnete Klemm, indem er plötzlich einen eifigen, vornehmen Ton annahm. „Ich bin hier, um photographische Aufnahmen zu machen. Das ist mein Geschäft! Sie haben Ihr Geschäft, ich habe mein Geschäft.“

Auf eine so nahegelegene Erklärung war Däumchen allerdings nicht gefaßt gewesen. Aber er glaubte nicht daran.

„Das ist ein Schwundel von Ihnen!“

„Ich muß bitten, Herr Däumchen, keine Beleidigungen. Ich habe diesen Auftrag von einer großen illustrierten Zeitschrift erhalten — 80,000 Abonnenten. Sie werden es sehen! Heute Nachmittag photographiere ich Plauen!“

„Plauen?“

„Plauen!“

„Wir sind doch noch nicht fertig. Wir haben doch die Schränke noch nicht.“

„Das thut mir leid. Dann wird man eben aus dem Bilde ersehen, wie weit Plauen zurückgelassen ist. Auch so etwas ist für die Leser interessant.“